

Jan C. Behmann



edition:behmann

*Im Licht des
vergessenen
Zustands*

Impressum

Herausgeberin:
edition:behmann
ist ein Imprint-Verlag der
medicteach GmbH
Offenbacher Straße 91
63165 Mühlheim am Main
Telefon: +49 69 175 370 42-0
office@medicteach.de
www.medicteach.de

Geschäftsführung:
Jan C. Behmann
Sitz der Gesellschaft:
Frankfurt am Main
Amtsgericht Frankfurt am Main
Handelsregister B 91438
USt. ID: DE278350938

Copyright für alle Texte:
© Jan C. Behmann
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-9824174-6-2
Verkaufspreis: 12,00 € (D)

1. Auflage, Juni 2023

Layout, Satz und Reinzeichnung:
Berthold Schnitzer,
Offenbach am Main,
bsj-creative.de

Cover mit einem Bild des Autors:
Gabor Farkasch,
Berlin,
gaborfarkasch.de

Gedruckt im *Jade*-Haus von
Ardi Goldman:
Colour Connection GmbH,
Frankfurt am Main,
printweb.de

Papier: Munken Pure
Schrift: Minion Pro

JAN C. BEHMANN

Im Licht des vergessenen Zustands

Ein Psychogramm modernen Lebens

edition:behmann

FÜR
CHRISTOPHER BULLE

Der Inhalt dieses Buchs ist fiktional.

Triggerhinweis:
Dieses Buch beschäftigt sich
mit dem Tod eines Säuglings.

Die Momente,
die Menschen für immer prägen,
sind die,
von denen die wenigsten wissen.

PROLOG

Eine kleine Vorbemerkung zu dieser Geschichte sei mir als Autor erlaubt, obwohl ich finde, dass Geschichten generell für sich selbst stehen. Da einige Menschen aufgrund der Vorankündigung aber fragten, ob dieser Roman autobiografisch sei, möchte ich darauf hinweisen, dass die Geschichte völlig frei erfunden ist.

Im Februar 2018 fuhr ich mit der Straßenbahn in Wien ziellos durch die Gegend und genoss den winterlichen Tag mit tiefstehender Sonne und klarer Sicht. Durch Zufall fuhr ich mit der Linie 71 bis zum Wiener Zentralfriedhof und entschloss mich spontan ein wenig diese riesige Liegenschaft zu erkunden. Ich passierte ein monumentales Grab eines Autohändlers (mitsamt abgebildeter S-Klasse) und kam dann in einen Bereich, in dem die Gräber ungewöhnlich verfallen wirkten. Erst auf den zweiten Blick bemerkte ich, dass es sich um den Teil des Friedhofs handelte, auf dem Babys und Kleinkinder begraben lagen. Auf einem frischen Grab wehte an einem Kranz das Band mit der Aufschrift »Deine Kindergarten-gruppe«. Als ich dann wieder auf dem Weg zum Ausgang war, fragte ich mich, warum gerade diese Gräber, obwohl die Sterbedaten nicht lange zurücklagen, bereits so verfallen waren. Hatte Grabpflege doch etwas mit Lebensdauer zu tun? Mir fiel Helmut Schmidt ein, der in der Reportage *Außer Dienst* von Sandra Maischberger gefragt wurde, warum er das Grab seines Sohnes nur einige

wenige Male besucht habe. Schmidt antwortete, dass der Sohn auch nur ein halbes Jahr alt geworden sei. Vielleicht hat Lebensdauer doch etwas mit Erinnerungsdauer, oder noch grundlegender, mit Erinnerungsfähigkeit zu tun?

Auf der Rückreise aus Wien erkrankte ich schwer an der Grippe und lag unversehens im Schockraum eines Krankenhauses der Maximalversorgung. In eben jenem Schockraum, hatte ich als Rettungsdienstler schon Patienten reanimiert, was die Situation nicht angenehmer machte. Diese Erkrankung hätte für mich, wie für viele Menschen 2017/2018, auch anders ausgehen können; es lässt mich die Gripeschutzimpfung noch mehr schätzen. Aber es ließ auch die Frage aufkommen, wer und wie lange sich an mich erinnert hätte.

Jahre später wollte ich literarisch der Frage nachgehen, was es bedeutet, als eigentlich unbeteiligte Person in die Geschehnisse nach dem Tod eines Säuglings eingebunden zu sein und habe daher bewusst die Perspektive eines Ich-Erzählers gewählt. Bei der Wahl des Spielortes habe ich ebenso bewusst meine Heimatstadt Hannover gewählt. Ich halte mich da an Martin Suter, der einmal sagte, er könne das am besten beschreiben, was er am besten kenne, weswegen seine Romane in der Schweiz, seiner Heimat, spielten.

Mit Sarah hatte ich alles falsch gemacht, was man falschmachen konnte. Ihr war das egal, ihr Leben war weitergegangen. Meines stagnierte in der Erinnerung an das Vergangene, in der Hoffnung, die Gegenwart schritte langsamer voran, so mehr man an das Gestern glaubte.

Und ich glaubte gern.

Sie antwortete mir, weil ich ihr gern schrieb.

Das wusste sie. Das hatte ich ihr geschrieben, schreiben müssen, weil sie es sicher nicht wahrnahm.

So wenig wie unsere Vergangenheit.

Ich bin inzwischen alt genug, um Worte wie »Vergangenheit« sagen zu können, da ich um die Vergänglichkeit mittlerweile weiß.

Als sie mir schrieb, sie sei schwanger, war ich so erschrocken, dass ich ihre Kontaktdaten löschte. Kein Status, kein Profilbild – nichts dergleichen wollte ich sehen. Die zwischenmenschliche »Kriegsführung« wurde bewusst oder unbewusst durch solche Meldungen flankiert.

Auch meine digitale Flucht durch proaktives Löschen, kannte sie schon.

Das war mein *digitaler Distanzierer* geworden.
Eigentlich sagte es mehr aus, als ich wollte.
Die Menschen wurden mir übernah.
Ohne es zu wollen. Für Sarah war die Vergangenheit
geschehen, aber eben auch vergangen.
Für sie war es in Ordnung, weil ich eigentlich eine Fik-
tion aus der vergangenen Vergangenheit für sie war.
Ich war ein Plusquamperfekt.
Hatte sie geliebt, hatte mit ihr gelebt, hatte mit ihr ge-
litten.
Und was gewesen war, war eben nun mal gewesen und
damit schon lange nicht mehr relevant - für die anderen.
»Psychohygiene« höre ich die Menschen immer öfter sa-
gen. Für sie würde nur die Gegenwart zählen, alles andere
sei vergangen und die Zukunft nicht planbar.
Wie die das können, frage ich mich.

Nun war sie also schwanger. Es hämmerte in meinem
Kopf. Das war die Besiegelung, dass unsere beiden Leben
die größtmögliche Distanz angenommen hatten.
Ich weinte in mein Kissen. Mein Kissen kannte mich gut.
Wohl besser als Sarah mich hätte kennenlernen wollen.
Oder hatte sie mich so kennengelernt und ich erinner-
te mich nicht mehr?
Ich habe eine große Zuneigung zu meinem Kissen.
Ein treues Wesen.
Sarah würde jetzt die Augen rollen.
Sie ist fernab des Pathos.
Praktisch veranlagt.

Mich aber hatten die Dreißiger zu einem feinfühligem
Wesen werden lassen. Das machte das Leben in mir bun-
ter, aber ließ die Menschen in ihrem Alltagstrott umso
grauer wirken. Daraus ergab sich eine gefühlte Melange
wie ein grau-buntes Batikshirt.

Das konnte reizen – oder sich an manchen Tagen in-
nerlich wie eine rumpelnde Waschmaschine anfühlen.

Wir schrieben ab und an. Auf meine Motivation hin.
Wie meistens. Wie bei vielen. Menschen meldeten sich
selten, wenn alles *gut* war.

Als Notfallkontakt schien ich aber relevant.

Wenigstens das.

Etwas mehr wäre auch ganz schön gewesen.

Aber wurden die Menschen wirklich immer grauer?

Würde ich immer älter und innerlich bunter?

Die Menschen glitten in ihrem Leben wie auf Schie-
nen. Und fanden das gar nicht schlimm. Planbarkeit
hatte jedwede Abenteuerfreude abgelöst.

Abenteuer waren nun der selbstausgebaute Camper.
Der Pauschalurlaub. Die Alpentour.

Für mich wurden diese Dinge immer mehr ein Beweis
des Alptraums des westlichen Industrielbens.

Man schnorchelte sich so durch.

In mein imaginäres Notizbuch schrieb ich: *Schnorchel-
leben vermeiden - um jeden Preis!*

Der Preis war hoch gewesen.

Ich habe mit großen Tranchen an Alltagseinsamkeit
bezahlt.

Aber ob es wirklich Einsamkeit oder vielmehr Alleinsein ist, figuriert meine Tageslaune aus.

Meistens bin ich gern allein.

Kompatible Personen fehlen allerorten.

Sie waren wie Trabanten meinem Leben entschwinden.

Oder sie waren gestorben.

Menschen fühlten sich auch in Gruppen einsam. Wie hoch da wohl die Dunkelziffer war? Ich hörte sie im Restaurant und im Café gackern. Alles toll, alles im Plan, alles im Griff, gluckerten sie so dahin.

Ich hatte derweil am Nachbartisch lediglich meine Kaffeetasse im Griff.

War froh daheim meinen Abwasch hinzubekommen.

Aber das Leben im Griff haben?

Ich finde das vermessen.

Verschreckt man das Leben nicht durch Zugreifen?

Oder redete ich über Dinge, die ich gar nicht verstand?

Oder dachte ich vielmehr Dinge, die ich gar nicht verstand?

Weil reden, tat ich mit fast keinem mehr.

Ich war so redefrei geworden wie Menschen in den Alltagsgeschichten von Elizabeth T. Spira.

Da waren sie, die Menschen, mit denen keiner mehr sprach und die jeden Strohalm der kommunikativen Möglichkeit suchten, um das Gefühl wiederzuerlangen, ein Mensch zu sein.

Keine vierundzwanzig Stunden nachdem ich ihr geschrieben hatte, ich sei immer für sie da, war ich für sie da. So in echt. So wie ich es mir nie vorgestellt hätte. So wie es sich niemand hätte erhoffen wollen.

Hätte ich den Mund nicht so voll nehmen sollen? Sollte das Schicksal, sofern es das denn überhaupt gab, es wirklich so wollen? Was, wenn ich nichts geschrieben, meine digitale Klappe gehalten hätte?

Schwanger war sie nun. Ein Kind sollte sie bekommen. Von einem anderen.

Natürlich. Es waren immer die anderen.

Die anderen, mit denen sie zusammen waren. Mit denen sie ihre Zukunft planten.

Mit denen sie das überhaupt für möglich hielten.

Mit mir hielt man im Allgemeinen wenig für möglich.

Da konnte ich mittlerweile nur zustimmen.

Ich wollte nichts planen, ich wollte hineinschwimmen in den Tag. In das Leben.

Mein Leben.

Das Leben der Anderen.

Doch die waren mittlerweile alle an Land.

Meine Generation war angekommen.

Nur ich eumete als Boje im Wasser des ungeordneten Lebens und wick den Außenbordern der Widrigkeiten aus.

Von Tag zu Tag.

Freute mich über das situative Umschiffen von Untiefen und Propellern.

Feierte kleine Erfolge.
Erfolge, die für die anderen Selbstverständlichkeiten
waren.

Sie haben Renditen, Zinsen, passives Einkommen, eine
(gerne auch zwei) Lebensversicherungen. Ein Haus mit
Garten. Ein Trampolin. Einen Markengrill.

Ich habe lediglich eine Frotteedecke.

Auf der sitze ich, als mein Telefon klingelt. Mitten in
der Nacht.

Ich bin wach. Die Nacht ist mein befreiender Mantel
der alltäglichen Pflichten, denen ich mich nicht ver-
pflichtet fühlen will.

Halb drei Uhr nachts.

Sarah.

Sarah?

Sarah!

Woher weiß sie, dass ich wach bin?

Woher das Interesse plötzlich?

Das Kind hatte ich vergessen.

Ich würde es nie wieder vergessen.

Ich nehme ab.

»Hey!«, sage ich und versuche irgendwie normal zu
klingen. Wie man halt so klingt, wenn man ans Telefon
geht. Durch das Denken darüber, wie man wohl richtig
ans Telefon geht, klinge ich dann immer wie einer, der

nicht weiß, wie man nicht klingen sollte, wenn man an
ein Telefon geht.

»Mein Baby ist tot.«

Was sagt man da?
Ich denke das. Oder denke ich es nur im Nachhinein?
Sie weint nicht. Da ist nur Stille in der Leitung.
250 Kilometer Stille.
Das Leben der anderen dreht sich weiter wie der Planet, auf dem wir leben und doch nicht wissen, was wir hier machen. Und wozu.
Sie sagt nichts mehr. Sie sagt nur diesen einen Satz.
Er scheint alles zu enthalten.
Ich sage nichts.
Ich lege auf.
Ich stehe auf, gehe mechanisch zum Kleiderschrank.
Schau rein. Schließe die Tür wieder.
Beschließe keine Kleidung zu brauchen. Keine Zeit zu verlieren.

Raffe Schlüssel, Portemonnaie, Smartphone und Jacke.
Eile die Treppe herunter.
Die Stufen sind noch warm.
Es herrscht die befreiende nächtliche Kühle eines Hochsommertages.
Die Kälte wirkt realer als die Nachricht weswegen ich in ihr stehe.

Meine Autotür fällt ins Schloss.
Ich rolle vom Parkplatz. Ich weiß den Weg, ohne etwas dafür zu tun.
Ich bin sonst wenig orientiert. Nein, nicht nur auf das Leben bezogen. Auch geographisch. Das hat mir den Pilotenschein – lange vor interaktiven Kartentablets im Cockpit – verhagelt. Wer zwar fliegen, aber nicht navigieren kann, sollte nicht durch die Luft düsen.
Die Unwissenheit des richtigen Weges, eine Allegorie auf mein Leben.

Mir ist sofort klar, in welchem Krankenhaus sie ist.

Ich fahre normalerweise weder schnell noch Autobahn.

Dennoch sehe ich mich unter den blauen Schilderbrücken der Autobahn hindurchgleiten. Ich fahre auf die A648 und drehe dann auf die A5, Richtung Hannover. Ewig bin ich diesen Weg nicht mehr gefahren. Und doch fühlt es sich an wie eine Heimkehr. Wenn der Grund nur nicht wäre. Wenn nie ein Grund wäre. Grundfrei-

heit, das wäre was. Auch der gute Grund kann ja toxisch sein – oder werden. Wie vieles verdirbt, was bleibt. Wie das Leben. Alles verlebt sich. Sollte alles nur um den Moment willen sein?

Ich sehe auf den Tacho. Sehe mich auf der linken Spur. Die Tachonadel meines Autos hat diesen Bereich bisher nicht kennengelernt; die linke Spur kennen meine Reifen auch nicht. Es wird ihnen egal sein. Es ist Materie, die denkt nicht. Denken wir.

Raststätte. Der Wind pfeift. Die Landschaft ist dunkel. Hügel sehe ich, kleine Ortschaften, die friedlich zu ruhen scheinen. Ich würde auch gern ruhen. Ruhe aber nie. Und ruhe genau dann. Der Kaffee dampft, ich liebe ihn. Er ist eine Konstante in meinem Leben. Ein Kuschelschal zum Trinken.

Das Blau der Tankstelle beruhigt mich. Ich mag die Neonreklame und laufe auf dem Bordstein an den Zapfsäulen entlang und denke, ich würde einen Kanister pfeifend umhertragen. Hinter der Leitplanke rauscht der Verkehr.

Diese Orte sind entrückt aus dem normalen Fortgang von allem.

Trabanten, Exile für Menschen *on the go*.

Ich steige wieder ein, schalte die Sitzheizung auf die höchste Stufe. Der »Eiertoast«, wie der Verkäufer scherzhaft gesagt hatte. Die Aussage schien eine Teilbefriedigung für fehlende andere Befriedigung zu sein.

Das fiel ihm dann auch auf, als er es gesagt hatte. Doch da war es schon zu spät. Wie mit vielen Dingen, die man sagt, gesagt bekommt. Wenn sie draußen sind, sind sie draußen. Wie Medikamente: einmal in der Vene drin, kann man sie nicht mehr ausschütteln.

Ich habe einiges in meinem Leben gesagt, was ich gerne zurücknehmen würde. Einfach Löschen. Die Folgen des Gesagten gleich mit.

Ich dachte damals, ich sei nur ehrlich. So der Narrativ damals. Man wixte sich gegenseitig eins ins Kontor und berief sich süffisant auf »Ehrlichkeit«. Wie verlogen war das bitte?

Aber auch diese Zeit ist vorbeigegangen. Die 2003er Jahre. Als Männer ungestraft gefärbte Haarspitzen in Helltönen und pastellfarbene Hoodies trugen. Schlaghosen waren gerade wieder am Abklingen wie die radioaktiven Stäbe im Becken eines Atomkraftwerks. Frauen trugen tiefsitzende, derweil enganliegende Jeans mit Nietengürteln mit überlangem Ende. Wer während der Jahrtausendwende schon volljährig war oder Eltern ohne Anstand gehabt hatte, war mit einem Arschgeweih ausgestattet worden. Wie so eine Münzfehlprägung wirkten diese selbst induzierten Verunstaltungen so weiter das Jahr 2003 in die Vergangenheit rückte. Schamhaft wurden vermehrt, so schien es mir, lange Unterhemden getragen. Die Narben von den Augenbrauenpiercings ließen sich indes nicht kaschieren. Das war und blieb

der Beweis der Bildungsferne mit Geschmacksdissonanz auf Lebenszeit.

Mein Geschmack, was auch immer das wirklich war, war immer zu unstet gewesen und geblieben; ich hätte mich nie für eine solche Sache begeistern und noch weniger trauen können. Keine solche »Verschönerung« wäre nicht ohne sofortigen Eigenhass nach Vollendung des »Kunstwerks« geblieben. Manchmal konnte einen die eigene Neurose auch vor Unsinn bewahren. Und was waren Arschgeweihe und Augenbrauenpiercings sonst?

Die Menschen hatten zu viel Zeit, zu viel ungefüllte Langeweile. *Eine Dämlichkeit, bitte!* schienen sie lautlos zu schreien. Das Schicksal lachte mit einem aufblitzenden Goldzahn und sprach: *Da hätten wir gleich mehrere Dinge zur Auswahl. Wählen Sie bitte aus sechs Sorten Scheiße!* Neben den modischen Verunstaltungen körperlicher Unversehrtheit, gab es da noch die ungeplanten, ungewollten und ungeliebten Schwangerschaften. Auch das hatte ich durch spontan-situative Enthaltensamkeit immer vermeiden können. Sex konnte, so belehrte ich mich innerlich, nie so gut sein, dass man dafür eine ganze Vaterschaft auf sich nehmen sollte. Das sahen die, die die Kinder bekamen, auch so, aber sie hatten keine Wahl mehr. Und hatten leider doch eine: die Kinder schlecht zu behandeln. Das taten sie, ohne es zu merken. Wenn ich die Arschgeweih-Mama mit nun ausladendem Becken neben dem *John-Player-Special* paffenden Augen-

brauen-Piercing-Hero sah, wie sie beide den Kinderwagen samt lebendem Inhalt am liebsten in den nächsten Graben gekippt hätten. In jeder Bewegung hing ihnen das Etikett an: *Nur diese eine Nacht verbindet uns.*

Mein Telefon vibriert. *Kleinanzeigen.* Das auch noch, denke ich. Ich werfe das Handy auf den Beifahrersitz und trete das Gaspedal auf dem Beschleunigungstreifen durch.

Das Auto ist meine Festung. Mein Rückzugsort von dieser Welt, die so einladend-uneinladend ist. Wenn ich an Solipsismus glauben könnte wie ich wollte, wäre dann die Außenwelt wohl egal? Der Verkehr wurde weniger, auf der Autobahn kehrte Ruhe ein. Weswegen bin ich nochmal auf dem Weg, frage ich mich unwillkürlich und die Erkenntnis durchfährt mich unerwartet wie ein Ganzkörperzahnschmerz. Darf man sich grad überhaupt wohlfühlen? Ich fahre einem Drama entgegen. Was habe ich da eigentlich zu suchen? Was, wenn Sarah mir es nur mitteilen wollte und ich wie der besagte Elefant im Porzellanladen in eine Szenerie trampele, in der ich nichts zu suchen habe?

Das hätte sie mir sicher gesagt.

Sie hatte aber gar nichts gesagt.

Sagt doch eigentlich alles?

Wieso sollte sie mich denn sonst anrufen?

Oder schwang ich mich ohne Auftrag in das Leben anderer Menschen, um durch ungebetenes Helfen meinen Benefit einzufahren?

Ich denke an Wolfgang Schmidbauers *Hilflose Helfer*. War ich hier nicht der Hilfloseste von allen? Weil mich das Ganze gar nicht betraf und ich wirklich meinte, helfen zu können? Wie sollte ich denn hier helfen? Das hatte ich gar nicht bedacht.

Ich fahre weiter.

Die Kasseler Berge lassen sich blicken. Inzwischen fahre ich über sie hinüber. Früher, mit meinem ersten Auto, war es ein lächerliches Abmühen gewesen. Im zweiten Gang, Vollgas. Selbst LKW hatten mich mitleidig überholt.

Am Horizont kann ich langsam, aber stetig erkennen, dass der Morgen anbricht. Dieser Umbruch von Nacht auf Tag, ich liebe ihn. Ich schaue dann ganz genau, will den genauen Punkt des Umbruchs von Nacht auf Tag erkennen. Wenn für die meisten Menschen die dunkle Nacht wie ein Gespenst verschwindet. »Kleiner Tod«, so hatte ich die Nacht mal genannt. Für viele Menschen war diese Zeit eine schwierige und die meisten froh, ihr durch konsequenten Schlaf entfliehen zu können. Die dunkle Nacht ließ den Menschen sich Fragen stellen. Viele Fragen, komplizierte Fragen. Wie das Grollen bei einem Gewitter stiegen sie in den Menschen auf und konnten nicht durch das Alltagsrauschen verdeckt werden. Der Deckel der menschlichen Psyche bibberte wie ein Kochdeckel auf siedendem Nudelwasser. So viel

Ungeklärtes, Unausgesprochenes – vor allem sich selbst gegenüber. Die Menschen schwiegen weniger die anderen als sich selbst die ganze Zeit an.

Der Verkehrsfunk schaltet sich ein. *Radio ffn*. Ich muss also Göttingen bereits hinter mir gelassen haben. Meine Heimatwellen sind empfangbar. Früher war das der Auftakt des Heimatgefühls. Früher, ohne Internet. Die Sonne macht sich hinter den Hügeln der Landschaft bereit für den Tag, in der ich aufgewachsen bin. Ich finde die Gegend schön, obgleich sie nicht als attraktiv oder trendy gilt. Eher als verpennte Provinz. Doch das lehrte mich das Alter: Diese Narrative waren nichts wert gegen ein gutes inneres Gefühl. Nur da viele Menschen genau ein solches nicht oder nicht ausgeprägt genug hatten, hörten und brauchten sie geradezu solche Narrative zur eigenen Vakuumauflösung.

Wie leer sich Menschen fühlen konnten, auch ich, hätte ich nicht gedacht. Sein Leben mit Sinn und Wirklichkeit zu füllen, war die wichtigste Aufgabe. Nur taten es die meisten Menschen nicht, weil sie nicht wussten, dass es da etwas zu füllen gab - sie tankten derweil ihr Auto. Und wunderten sich, dass die innere Leere keine Ruhe gab. Sie waren satt an Dingen und hatten doch ständig Hunger. Nur auf was, wussten sie nicht. Sie wurden frustriert. Die Sprünge, die sie innerlich nicht wagten, taten sie auf dem Trampolin in dem Handtuchgarten, den sie hinter ihrem Reihenhaus auf Raten abstotterten und

dabei innerlich stotterten, wenn sie an die nächste Rate dachten. Doch das Denken an die Rate, verdeckte wieder die Leere. Ein Glück, dachten sie, ohne das zu denken. Probleme konnten helfen, die innerlich ungeklärte Haltung sich selbst gegenüber zu verdecken.

Ich öffne das Fenster. Frische, kühle Luft mit diesem etwas an Landluft strömt mich an. Anders als in Hessen. Hessen riecht anders. Nicht schlechter, anders. Hier rieche ich Niedersachsen. Mein Zuhause. Es fühlt sich an wie Heimkehren aus dem Exil. Ich freue mich kurz. Ganz kurz, fast gar nicht lang. Denn denke ich an Sarah.

Was sie grad wohl tut, denkt, wie sie atmet.

Und wie etwas anderes von ihr nicht atmet. Nur ganz kurz geatmet hat.

Auf Erden war und gleich schon wieder weg.

Ich habe die Nacht keine Sterne gesehen, fällt mir auf. Sie sind beim Kind gewesen. Die Sterne.

»Mit Cola?«, schrillt mich die Stimme aus dem Lautsprecher an.

Ich glotze die Säule an. Das Neonlicht ist noch eingeschaltet und zusammen mit der aufgehenden Sonne quält die Helligkeit meine nachtverwöhnten Augen.

»Ja, wenn es sein muss?« Mehr bringe ich nicht hervor.

Nach Verlassen der Autobahn, war ich direkt auf das Gelände von *McDonald's* gerollt. Wie früher. Da markierte dieses Schnellrestaurant das Verlassen des Heimatsektors. Damals war ich noch arrogant. Fand die Gegend

provinziell und es absolut erstrebenswert, diesen Mief hinter sich zu lassen. Die weite Welt rief.

Ich war wieder gerne hier. Nach Jahren des Meidens.

Die Jahre hatten mich zurechtgestutzt und mehr sehen lassen, als mir lieb war. Wie viele Menschen auf der Welt gar keine Heimat hatten und ich verschmähte meine, weil sie angeblich nicht trendy genug sei. Was ein Humbug, denke ich unweigerlich, als ich den Burger zum Mund führe. Mein Hunger hält sich eigentlich in Grenzen. Aber vielleicht zögere ich auch nur wie ein Turnierpferd vor dem Sprung. Denn der Grund meines Besuches nähert sich Kilometer für Kilometer. Acht Kilometer zeigt das Navi. In acht Kilometern werde ich wissen, was passiert ist.

Und es ist etwas passiert. Etwas schlimmes, sage ich der Stimme des Navis, die mich wieder auf den direkten Weg zum Ort von Sarahs Schicksal führen will.

Ich schließe an der Ampel kurz die Augen. Das könnte ein langer Tag werden.

Es wird mein längster. Doch das weiß ich noch nicht. Ein Glück. Mein Glück.